

Pop: Songwriter Olli Schulz unterhält im Capitol

Klaunaukig, kreativ und kumpelhaft

Von unserer Mitarbeiterin
Simone Stahl

Ob die meisten wohl nur zu seinen Konzerten kommen, weil sie sehen wollen, dass er witzig ist? So witzig wie im Podcast „Fest & Flauschig“ mit Jan Böhmermann oder wie der Pro-7-Sendung „Circus Halligalli“? Diese Angst habe ihn vorm Start seiner Tour umgetrieben, erzählt Olli Schulz in seinem Podcast. Beim Mannheimer Publikum zumindest ist die Sorge offensichtlich unbegründet: Das lacht nicht nur über die Witze des Sängers, es singt auch seine Lieder mit – und bejubelt viele von ihnen schon bei der Ankündigung.

„Scheiß Leben, gut erzählt“ heißt das neue Album, mit dem Olli Schulz derzeit durch die Republik tourt. Dass die Kritiken nicht gerade über-schwänglich ausgefallen sind, hat dem Ticketabsatz nicht geschadet: Die Tour ist ausverkauft. Dabei vollführt Schulz auf seinem Album durchaus einen wilden, nicht immer gegückten Parforceritt durch die Stilrichtungen. Zudem gibt es definitiv begnadetere Sänger als den burschlichen Hamburger. Wie also erklärt sich dieser große Erfolg?

Große Liebe zur Musik

Die Antwort gibt es an diesem Abend vor den rund 800 Gästen im Capitol häppchenweise. Mit „Warten“, einem Lied über die Herausforderungen des Großwerdens, starten Schulz und seine Band (darunter auch „der Hund Marie“ Max Schröder) dynamisch-rockig in den Abend. Die neuen Songs kommen nicht schlecht an, aber so groß und mitreißend wie das nostalgische „Als Musik noch richtig groß war“ oder die letzte Zugabe „So muss es beginnen“ sind sie dann doch nicht.

Schulz mag derzeit nicht auf der Höhe seiner Songwriter-Kunst sein („Skat spielen mit den Jungs“ ist eine Ausnahme) – aber das ist in Ordnung so. Denn live ist er so aufgedreht, mitteilungsbedürftig und grundsympathisch, wie man ihn kennt. Und bescheiden: „Auf der Bühne stehen und Musik machen – das ist es, wofür ich brenne. Ob vor vielen Leuten oder, wie früher, vor 20.“

Fotostrecke unter
morgenweb.de/kultur

Was morgen wichtig ist

„Lord of the Dance“

Im Mannheimer Rosengarten tritt bei der Tanz-Show „Lord of the Dance – Dangerous Games“ unter anderem der Stepp-Star Michael Flatley auf. Beginn ist um 20 Uhr.



Das Museum Frieder Burda in Baden-Baden zeigte 2017 bei „America! America! How real is real?“ das Werk „Imaginary Flag for U.S.A.“ von William N. Copley.

BILD: DPA

Heidelberger Frühling: Sommermusikfest „Standpunkte“ feiert die pluralistische, unideologische Musik Amerikas

Barrierefreiheit garantiert

Von unserem Mitarbeiter
Hans-Günter Fischer

Meistens war er kompromisslos, aber manchmal war er auch verständnisvoll: „Sie müssen es nicht als Musik bezeichnen, wenn Sie diesen Ausdruck schmerzt“, sagte der Komponist John Cage einem besorgten Fragesteller. Doch im Grunde galt für Cage sogar die Nichtauf-führung eines Stücks als Kunst – „4'33“ heißt ein berühmtes Werk von ihm, bei dem in der durch diesen Titel anberaumten Zeitspanne von vierminütigen Minuten höchstens die „Musik“ der Saalgeräusche und des Publikums zu hören ist. Vom Podium kommt kein Ton.

Die Rituale des erstarrten klassischen Konzertbetriebs zu unterlaufen, hat auch noch den späten Cage gereizt. Das kann man jetzt beim Kammermusikfest „Standpunkte“ erleben, einem der diversen Binnen-festivals des Heidelberger Frühlings, wo sein Streichquartettstück „Four“ gespielt wird, und zwar anfangs im Umherstreifenden statt in gewohnter strenger Sitzordnung. Ein bisschen Freiheit darf schon sein, vielleicht ist das für Komponisten aus Amerika charakteristisch. Bei den Heidelberger „Standpunkten“ stehen John Cage, Charles Ives und Morton Feldman diesmal jedenfalls im Zentrum, gleichberechtigt neben Haydn, Beethoven und Mendelssohn.

Was zeichnet diese Komponisten außer ihrem Freiheitsdrang besonders aus? Da könnte wiederum John Cage die Antwort geben: Denn er war zwar einerseits ein Revolutionär,

Binnenfestival beim Heidelberger Frühling

■ Schauplatz ist die Heidelberger Stadthalle, das Fest dauert von heute bis zum Sonntag, 25. März. 13 einzelne Veranstaltungen finden statt.

■ Mit den Pianisten Igor Levit, Alexander Melnikov und Marc-André Hamelin, den Geigisten Benjamin Beilman und Isabelle Faust, dem Cellisten Julian Bliss und anderen steht für das Festival eine hochkarätige Auswahl von Musikern bereit.

■ Am Freitag, 14 Uhr, gibt es in der Heidelberger Stadthalle eine Podiumsdiskussion „Über die Freiheit und Unfreiheit Amerikas“.

■ Norbert Lammer,ormaliger Präsident des Deutschen Bundestags,

hält die heutige Eröffnungsrede „Freiheit. Improvisationen über ein zentrales Thema der Menschheitsgeschichte“. Sie beginnt um 18 Uhr in der Stadthalle Heidelberg. HGF



Ex-Bundestagspräsident Norbert Lammer spricht zur Eröffnung. BILD: DPA

der das Prinzip des kontrollierten und gelenkten Zufalls in die zeitgenössische Musik einführt (Chaos mit Methode, sozusagen).

Not macht erfindungsreich

Doch er war zum anderen auch immer ein Pragmatiker. Als er die Saiten des Klaviers abdampfte und mit Schrauben, Gummi-, Holz- und Plastikteilen „präparierte“, war dies keine hemmungslose Lust am Klangexperiment, sondern der blanke Not geschuldet – weil er damals die Begleitmusik für kleine Bühnenproduktionen schrieb, bei denen weder Platz noch Geld für einen separaten Schlagzeugapparat vorhanden war.

Noch früher als John Cage wurde Charles Ives zum Vorreiter der Avantgarde. Schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts führte er Erfindungen wie Collage-Technik, Polyrythmik oder Atonalität ein. Lange blieb das eher unbemerkt, Ives wurde erst nach seinem Tod als großer Pionier erkannt. Seine Klaviersonate „Concord, Massachusetts“ hatte ihre Uraufführung allerdings schon 1939, und man darf in Heidelberg eine gewisse Vorfreude empfinden, wenn sich der als Super-virtuose deklarierte Pianist Marc-André Hamelin über das exzessive Stück beugt. Einen Supervirtuosens braucht es hier tatsächlich – es geht über alle manuellen Hemmnisse

hinweg, im zweiten Satz mit Cluster-Bildungen, für die der Unterarm des Pianisten nicht mehr ausreicht. Meistens wird dafür ein schweres Holzstück eingesetzt.

Aber selbst Ives baute in seine wahrhaft individuelle Kunstmusik mitunter Ragtime oder frühen Jazz ein, und auch das verbindet viele Komponisten aus Amerika: ihre ganz selbstverständlichen Verbindungen zur Populärmusik.

Radikaler Minimalismus

Sie finden sich bei Arvo Pärt, Copland wie bei Leonard Bernstein, beim Dreigestirn des musikalischen Minimalismus sowieso: Steve Reich,

Philip Glass vom Rock von John Adams von den Briten Brian Auger & The Trinity Sound. Dem Populären sind sie nie völlig ab, gehen auf ihre Überzeugung, dass eine „Lingua franca“ gebe, eine allgemeine musikalische Verkehrssprache, die weltweit Gültigkeit besitze und durch einen klaren Grundpuls, „echte“ Melodien und einen harmonischen Bezugsrahmen geprägt sei. Während sich die Avantgarde in Westeuropa in die Sackgasse begeben habe, was ja nicht ganz falsch ist. Aber auch nicht völlig stimmt. Selbst Minimal-Kunst kann im Übrigen sehr radikal ausfallen, wie der späte Morton Feldman zeigt. Dessen Bestreben war es, nicht zu komponieren, sondern Klänge in die Zeit zu projizieren, „Zeit-Leinwände“ auszubreiten. Häufig mit der Vortragsanweisung „very slow“ und „soft as possible“. Entgrenzende Musik, völlig barrierefrei. Amerikanische Musik.

KRITIK IN KÜRZE

Montero beim Frühling

Die Begeisterung und Ovationen für diese Frau sind vollkommen gerechtfertigt. Gabriela Montero, Pianistin und diesjährige Musikpreisträgerin beim Heidelberger Frühling, beweist beim Preisträgerkonzert wieder einmal ihre Ausnahmestellung im Klassik-Zirkus. Mit Schumanns „Kinderszenen“, Stücken von Jazz-Titan Chick Corea sowie Schostakowitschs h-Moll-Sonate beeindruckt sie durch klangliche Klarheit und teils philosophische Tiefe („Der Dichter spricht“). Aber Höhepunkt eines Montero-Konzerts ist unweigerlich ihre Improvisation, die sie einfach und zugibt. Wie sie da aus einem Nat-King-Cole-Standard, vom anwesenden Pianisten Igor Levit vorgesungen, ein polyphones, an Bach, Händel, Mendelssohn und späten Beethoven erinnerndes Feuerwerk macht, kann einem rasend machen. *dms* (BILD: MCGIMAN)



Editors in Wiesbaden

Eines kann man Tom Smith nicht vorwerfen: kreativen Stillstand. Seine Editors hat er stillistisch immer wieder zu neuen Ufern geführt. So ist eine Vielfalt entstanden, die im mit 3000 Zuschauern ausverkauften Schlachthof Wiesbaden für einen großartigen Konzertabend sorgt. Vieles steht und fällt mit Smiths einzigartiger, dunkler Stimme. Mit „Hallelujah“ feiern die Briten das beste Stück ihres neuen Albums „Violence“ gleich zu Beginn ab. Smiths jüngste Weichenstellung Richtung Bombast-Pop mag nicht allen alten Fans gefallen, aber live gibt es immer noch eine exzellente Vollbedingung. Die beste Editors-Platte „An End Has A Start“ ist mit zwei Stücken leicht unterrepräsentiert, aber allein für das wundervolle „The Racing Rats“ hat sich das Kommen gelohnt. Und kurz vor Schluss gönnen sich die Engländer einen Depeche-Mode-Moment: Die elektronische Tanzansage „Papillon“ hinterlässt nichts als Euphorie. Das Maifeld-Derby-Festival kann sich auf einen fesselnden Headliner freuen. *alex*

Theater: Daniela Dillinger zeigt ein facettenreiches Bild der Frau

Unverschämte weiblich

Frauen seien ihm ein komplettes Rätsel, hatte der Physiker Stephen Hawking in einem Interview auf die Frage geantwortet, worüber er am meisten nachdenke. Vielleicht hätte Daniela Dillinger etwas Licht ins Dunkle des Mannes bringen können, der ansonsten das Universum erklären konnte. Denn mit ihrem Solo-Programm „Unverschämte weiblich“, mit dem die aus Mannheim stammende Dillinger im Theater Felina-Areal gastierte, gibt sie als Mathilda erhellende Einblicke in das komplexe weibliche Geschlecht.

Mathilda ist eine Wartende. Sie wartet auf ihren Mann, mit dem sie zur Vorstellung verabredet war, und der sie versetzt. Dabei hatte er sie zum Theaterbesuch ermuntert. „Ich habe keine Lust, mein Leben mit Warten zu verbringen, ich bin 49!“

Ungehduld gipfelt in Showeinlage

Als dann auch die Schauspielerinnen nicht erscheint, übernimmt sie deren Part und macht, was sie „schon immer mal machen wollte“. Sie singt Lieder wie „Für mich soll's rote Rosen regnen“, von denen sie zuvor et was verächtlich gesprochen hat, tanzt zu „I Am What I Am“ auf einem Tisch und rockt mit „It's Raining Men“ durch die Reihen.

Mathilda thematisiert die gängigen Schönheitsideale ebenso wie die ökologischen Katastrophen. So trauert sie ihrem Drucker, ihrem treuen Freund nach, der leider kein „reparierbares Lebenslangmodul“ hat und von dem vielleicht irgendwann ein Plastikstückchen in ihrem Fischfilet landet. Sie spaziert als Kümmerin zwischen Pflichterfüllung und Freiheit und erzählt ihre erotischen Träume. Etwas frivol, aber nie unter der Gürtellinie. Dillinger spielt als Mathilda perfekt auf der Klaviatur der Weiblichkeit, ohne das Dissharmonien das Tongefüge stören. *bh*

Pop: Der US-amerikanische Gitarrist Joe Bonamassa startet seine Deutschland-Tour mit zwei packenden Konzerten in der Frankfurter Jahrhunderthalle

Ein Besessener spielt den Blues

Von unserem Redaktionsmitglied
Bernhard Zinke

Joe Bonamassa ist ein Workaholic. Jedes Jahr veröffentlicht der Gitarrist – mindestens – eine CD. In diesem Jahr sind gleich zwei Alben angekündigt, die Live-Einspielung „British Blues Explosion“ im Mai und ein neues Studio-Album im Herbst. Zwischendurch spielt er Songs mit Kollegen wie Beth Hart, seiner Super-Group Black Country Communion oder der Rock Candy Funk Party. Und dann gibt es da noch die Live-Konzerte in aller Welt. Keine Frage: Joe Bonamassa ist ein Besessener.

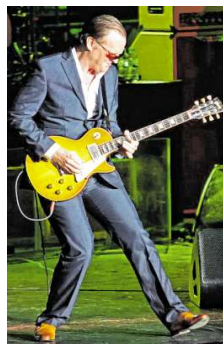
Das trägt ihm zuweilen den Ruf ein, den Blues nicht zu spüren, sondern „nur“ in klinischer Perfektion zu spielen. Wie immer man seine Arbeit beurteilt mag, eines steht definitiv fest: Joe Bonamassa spielt den Blues so gut wie derzeit wohl kein

anderer. Und nichts weniger als das demonstriert er nun wieder auf seiner Deutschland-Tournee. Auftakt war in der Frankfurter Jahrhunderthalle mit zwei fast ausverkauften und gefeierten Auftaktkonzerten.

Noch unveröffentlichte Stücke

Joe Bonamassa ist nicht nur ein Ausnahme-Gitarrist, sondern auch ein mutiger Musiker. Gleich vier Songs spielt er zu Beginn, die kein Mensch kennt. Er verrät erst zum Schluss der Show, dass er diese brandneuen Stücke erst im September auf dem neuen Album veröffentlichen wird.

Deren Live-Potenzial testet er nun auf der Tournee aus. Sie funktionieren gut, haben aber – noch – nicht das Potenzial des übrigen Repertoires. Das Publikum ist begeistert, aber – noch – nicht aus dem Häuschen. Das ändert sich zur Mitte des Konzerts, als Bonamassa endlich



Blues-Gitarrist Joe Bonamassa in der Jahrhunderthalle in Frankfurt. BILD: ZINKE

ausführlich das Wort an sein Publikum richtet. Zuvor hat er sich nur ein schmallippiges „Thank You“ zwischen den Liedern abgerufen.

Nachdem er aber seine Ausnahmeband vorgestellt hat, taut das Eis – unter anderem mit einer packenden Version seines Hits „Slow Train“. Die im Vergleich zur Studioversion erheblich bluesiger Live-Variante haucht dem alten Song mächtig neues Leben ein. Bonamassa überlässt zudem die Gesangsparts seinen großartigen Chordamen Jade MacCrae und Juanita Tippins sowie Saxofonist Paulie Cerra, der auch seinen kann und über eine enorme Blues-Röhre verfügt.

Überhaupt hat Bonamassa für die Tour sieben kongeniale Musiker um sich geschart, die seine Songs auf den Punkt spielen, das es einem die Tränen in die Augen treibt. Schlagzeuger Anton Fig war 29 Jahre lang

das rhythmische Rückgrat der Band in der David Letterman-Show und gehört zu den angesagtesten Session-Drummern in New York City. Reese Wynans weiß auch schon sehr lange, wie Blues funktioniert: Er hat schon in Stevie Ray Vaughans legendärer Band Double Trouble die Keyboards gespielt.

„Driving Towards The Daylight“, zwei Covers der Led Zeppelin-Songs „Boogie With Stu“ und „How Many More Times“ sowie ein nicht minder brachiales „Last Kiss“ aus ungestümen Anfangszeiten von Bonamassas Karriere jagen das Publikum am Ende mit Macht aus den Sitzen. Nach zwei Stunden geht ein ebenso packendes wie vielseitiges Konzert zu Ende. Langweilig ist Bonamassa ohnehin nie. Dazu beherrscht und spielt er die verschiedenen Spielarten seines Genres zu perfekt. Der Blues lebt – Joe Bonamassa sei dank.